

Kocka, Jürgen

Book Part — Digitized Version

Bemerkungen im Anschluss an das Referat von Dietrich Harth zum Thema "Historik und Poetik"

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kocka, Jürgen (1990) : Bemerkungen im Anschluss an das Referat von Dietrich Harth zum Thema "Historik und Poetik", In: Hartmut Eggert, Ulrich Profitlich, Klaus R. Scherpe (Ed.): Geschichte als Literatur: Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit, ISBN 3-476-00736-7, J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, pp. 24-28

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/122651>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



WZB-Open Access Digitalisate

WZB-Open Access digital copies

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB).

Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH

Bibliothek und wissenschaftliche Information

Reichpietschufer 50

D-10785 Berlin

E-Mail: bibliothek@wzb.eu

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)

Library and Scientific Information

Reichpietschufer 50

D-10785 Berlin

e-mail: bibliothek@wzb.eu

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**.

More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

JÜRGEN KOCKA

Bemerkungen im Anschluss an das Referat von Dietrich Harth

Ich habe keinen Anlaß, mich vom Referat Dietrich Harths abzustoßen. Mir leuchtet ein, was ich als zwei seiner Hauptthesen verstehe, nämlich

1. daß es deutliche Unterschiede zwischen historiographischem und poetischem Umgang mit Geschichte gibt, und diese Unterschiede mit der Art des »historischen Fragens«, dem Erkenntnisinteresse, zusammenhängen, das den Historiker leitet, aber vom Romancier nicht unbedingt geteilt wird;

2. daß es Parallelen zwischen einer Historik à la Droysen und der Kunstlehre der Rhetorik gibt, die mit dem Charakter von Historiographie als Kommunikationsvorgang zusammenhängen. Andererseits sind wesentliche Differenzen zwischen Historik und Rhetorik nicht zu übersehen, etwa was die primär taktische Bedeutung der Beweismittel in der Rhetorik und deren Neigung zur Überredung betrifft. Diese Merkmale haben keine Entsprechung in den Grundregeln der Geschichtswissenschaft.

Ich würde gern aus der Perspektive des praktizierenden Historikers – nicht des Wissenschaftstheoretikers oder Wissenschaftshistorikers – einige Bemerkungen darüber machen, worin ich die Hauptunterschiede zwischen der Arbeit eines Historikers und der eines Verfassers von Romanen, und seien es historische Romane, sehe. Dann werde ich einige Überlegungen zum Problem der Erzählung in der Geschichtswissenschaft anfügen.

I.

In den letzten Jahren sind im Anschluß an Hayden White die imaginativen Elemente in der Arbeit der Historiker stark betont worden. Damit geriet die Unterscheidung zwischen *res factae* und *res fictae* noch stärker ins Schwimmen, als dies etwa in neokantianischer Tradition auch schon vorher der Fall war. Der literarische Charakter der Dokumente und die fiktiven Elemente selbst noch in Tatsachenfeststellungen, erst recht in den Erzählungen und Interpretationen der Historiker, wurden betont, die Differenz zwischen historiographischen und allgemein literarischen Texten entschwand ein wenig aus den Augen. In der Rede von der »Inszenierung« der Geschichte durch Historiker – als ob sie Theatermacher wären – zeigt sich das, in der Konsequenz liegt es nahe, auch historiographische Texte nach ästhetischen Kriterien zu beurteilen. Auch *Clio* dichtet, das ist die Botschaft.

Nun wird man gegen jede objektivistische Abbildtheorie gern die stark konstruktivistischen, imaginativen Elemente in der wissenschaftlichen Erforschung und Darstellung von Geschichte einräumen. Forschung und Darstellung sind gesichtspunkt- und fragestellungsabhängig, und, relativ zu den vom Quellenbestand her eröffneten Möglichkeiten, hochgradig selektiv. Gerade den interessanteren Aussagen haften

immer Vermutungselemente an. Die leitenden Ideen der Historiker und ihrer Zeit strukturieren jede umfassende Interpretation sehr viel mehr, als die Quellen selbst es tun. Die großen Historiker – die Aufklärer des 18. Jahrhunderts, Ranke, Droysen, Weber – wußten das, und auch in der Gegenwart ist die Einsicht in den konstruktivistischen Charakter der Historikerarbeit weit verbreitet. Sie konkretisiert sich zum Beispiel im Plädoyer für den expliziten Gebrauch von Theorien in der historischen Forschung und Darstellung.

Aber die Diskussion scheint mir zu weit in diese Richtung zu gehen, so daß es sich wieder lohnt, auf das hinzuweisen, was die Historikerarbeit von der Produktion fiktionaler Texte, etwa eines Romans – auch eines historischen Romans – unterscheidet. Eben diese Differenz konstituiert ihre Wissenschaftlichkeit.

Anders als die Verfasser von Romanen haben sich Historiker um die empirische Überprüfbarkeit und um die nach bestimmten Regeln vor sich gehende empirische Überprüfung ihrer Aussagen Sorgen zu machen. Sicherlich, nicht jedes Argument, nicht jeder Argumentationsschritt kann belegt werden. Im Einzelfall mag man auch unsicher sein, was als hinreichender Beleg oder als hinreichende Widerlegung gelten soll. Konventionen spielen dabei eine Rolle. Aber das Ziel ist doch, den Anteil der empirisch prüfbaren Aussagen im Insgesamt der eigenen Aussagen möglichst groß zu machen und die Verfahren auf dem Prüfstand ernst zu nehmen. Historikeraussagen können eben auch falsch sein, d. h. in diesem Prüfverfahren unterliegen. Und wenn die Quelleninformationen das historische Argument auch keineswegs eindeutig determinieren, so schließen sie doch einige Argumente aus. Der interpretative *Spielraum*, den die Quellen lassen, ist – sicherlich – auch dann noch groß, wenn die Quellenlage gut ist, aber er ist nicht unbegrenzt. Es gibt, wie Reinhart Koselleck es formuliert hat, so etwas wie die Vetomacht der Quellen: sie lassen viel, aber nicht alles mit sich machen. Und diese Quellen sind keineswegs nur oder primär Ergebnisse imaginativer Konstruktion der Historiker. Sie sind übriggebliebene Teile im übrigen vergangener Zusammenhänge. Die Bedeutung dieser Überbleibsel konstituiert sich nicht nur als Verhältnis zwischen Überbleibsel und fragendem Historiker, sondern das Überbleibsel hatte auch Bedeutung innerhalb seines (im übrigen heute vergangenen) Kontexts, und diese Dimension seiner Bedeutung, die es annäherungsweise herauszufinden gilt, begrenzt die imaginative Schöpfung von Bedeutungen, die das Überbleibsel für die fragenden, forschenden und schreibenden Historiker und ihre Leser heute haben mag. Dagegen scheint mir der Verfasser eines Romans, wenn er will, sehr viel mehr Freiheit im Umgang mit seinem Gegenstand zu haben und an ähnliche Überprüfungsregeln nicht gebunden zu sein. Die »Wahrheit« seines Textes ergibt sich sehr viel weniger aus der empirischen Überprüfung seiner Aussagen als aus deren ästhetischer Geltung.

II.

Die Rezeption der Kollegenarbeit und die Auseinandersetzung damit gehören zur Arbeit des Historikers notwendig dazu. Bei der Entwicklung der Fragestellungen, der Überprüfung von Thesen und der Ausarbeitung von Interpretationen ist es unabdingbar, bisherige Arbeiten zum Thema zur Kenntnis zu nehmen und die eigene Po-

sition im Hinblick auf sie zu bestimmen: bestätigend, abgrenzend, zurückweisend oder fortentwickelnd. Schlechte Wissenschaft wäre es, führte man eigene Gedanken ohne Beachtung vorliegender Vorarbeiten und Gegenpositionen durch. Denn Wissenschaft ist auf Arbeitsteiligkeit und gegenseitige Kritik angelegt, sie geschieht als Diskurs, der gesprengt wird, wenn man Vorläufer, Fragensteller und Kritiker nicht explizit zur Kenntnis nimmt, selbst wenn diese ihre Positionen nicht mit ausdrücklichem Bezug auf die eigenen Arbeiten formuliert haben. Hier liegt der Sinn der Fußnoten wissenschaftlicher Texte, so begründet sich die Notwendigkeit der fachspezifischen Kommunikation durch Zeitschriften und Kongresse, so versteht man, warum der freie Zugang zu umfangreichen Bibliotheken für die Geschichtswissenschaft unabdingbar ist. Dagegen scheint mir der Romanschriftsteller, wenn er will, sehr viel weniger auf den Diskurs mit seinen Kollegen angewiesen zu sei. In seinen Texten würden Fußnoten meistens nur stören. Über die oft laute und streitbare Betriebsamkeit fachwissenschaftlicher Kongresse mag er erhaben sein. Gute Literatur kann es auch in Ländern geben, die den Zugang zu ihren Bibliotheken beschränken und zensieren. Gerade dort!

III.

Seit dem 18. Jahrhundert, in dem die moderne Geschichtswissenschaft entstand, geht es ihr immer auch um – zumindest perspektivische – Zusammenhangserkenntnis. Daß so etwas wie ein Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen besteht, daß Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zwar nicht in einem Ableitungs-, aber doch in einem Entwicklungszusammenhang stehen, daß es Zusammenhänge zwischen Strukturen und Prozessen einerseits, Ereignissen, Erfahrungen und Handlungen andererseits gibt, und daß die Erkenntnis dieser Zusammenhänge oder doch die perspektivische Situierung des jeweiligen Teilproblems innerhalb solcher Zusammenhänge zu den Aufgaben des Historikers gehören – all das zählt explizit oder implizit zu den Grundüberzeugungen der Historiker, seit sie nicht nur Geschichten, sondern Geschichte zu schreiben versuchen. Deshalb wird man als Historiker seine Probleme trotz aller üblichen Spezialisierung nicht allzu scharf isolieren und sich vor lediglich insularen Darstellungsweisen hüten. Die Anekdote, die erzählte Einzelgeschichte, die liebevoll rekonstruierte Facette haben sicherlich auch in den Darstellungen der Historiker ihren Platz, aber doch nur dann, wenn die Zusammenhänge, in denen sie stehen, mindestens angedeutet werden – so sehr die Entscheidung darüber, was als Zusammenhang akzeptiert werden kann, von Darstellungssituation zu Darstellungssituation variiert. Auch eine gute geschichtswissenschaftliche Biographie oder Familiengeschichte stellt ihren engeren Gegenstand in seinen historischen Zusammenhang. Mir scheinen auch in dieser Hinsicht die Verfasser nichtwissenschaftlicher Texte freier zu sein.

Kontrollierter empirischer Bezug, Diskursivität und Zusammenhangsorientierung konstituieren die Geschichtswissenschaft als Wissenschaft und setzen sie von anderen nichtwissenschaftlichen Umgangsweisen mit der Geschichte ab. Man mag darin vor allem ein Indiz oder die Grundlage für die Institutionalisierung des Fachs und die Professionalisierung der Historiker sehen. Man mag bedauern, daß eine auf

empirischer Überprüfung, kritischem Diskurs der Fachleute und Zusammenhangs-erkenntnis bestehende Geschichtswissenschaft nicht unterhaltsam genug ist, das Fremde zu wenig als Fremdes stehen läßt und ästhetische Kriterien zu häufig ignoriert. Manchem postmodernen Schöngest liegt diese Sichtweise nahe. Aber man kann auch argumentieren, daß nur so die Geschichtswissenschaft eine auf rationale Verständigung, Kritik und Orientierung in der Gegenwart gerichtete Unternehmung sein und damit praktisch wichtige Funktionen wahrnehmen kann, deren Nicht-Wahrnehmung kollektive Rationalitätseinbußen brächte oder Leerräume entstehen ließe, die dann von anderen Instanzen, z.B. spekulativen oder mythischen Gesamtdeutungen, weniger rational gefüllt würden.

IV.

Dietrich Harth spricht vielleicht zu Recht vom Scheingegensatz zwischen Analyse und Erzählung. Was bedeutet dann aber die in den letzten Jahren oft an die Historiker gerichtete Forderung, zur Erzählung zurückzukehren, und wie erklärt man sich, daß wenigstens einige der so in die Pflicht zur Erzählung genommenen Fachhistoriker sich kräftig zur Wehr setzen?

Es hängt ganz vom jeweils unterlegten Erzählbegriff und von der strategischen Zielrichtung der Erzählforderung ab. Wer sich in den letzten Jahren im Namen struktur- und prozeßgeschichtlich akzentuierter, theorieorientierter, argumentativer und selbstreflexiver Geschichtswissenschaft gegen die eingeforderte Rückkehr zur Erzählung wandte, der wehrte sich dagegen, zu so etwas wie dem »einfältigen Erzählen« oder dem »bloßen Erzählen« übergehen zu sollen, also zu einer Darstellungsweise, die als eine *Alternative* zur untersuchenden, erörternden, argumentativen Darstellungsweise vieler heutiger Historiker angeboten wurde und etwa folgende Merkmale aufwies:

- eine chronologische Grundstruktur
- eine Erzählhaltung ohne selbstreflexive Erörterung der Fragestellungen, theoretischen Implikationen, Selektionsentscheidungen, Erkenntnisgrenzen und -perspektiven
- Konzentration auf die Darstellung beschreibbarer Ereignisse, verstehbarer Handlungen oder rekonstruierbarer Erfahrungen unter Geringschätzung analysierbarer Strukturen und Prozesse
- Anschaulichkeit statt Begrifflichkeit.

So oder so ähnlich – antistruktur- und antiprozeßgeschichtlich, antianalytisch, antitheoretisch und antireflexiv – war die Erzählforderung im Fach und in der Öffentlichkeit häufig gefärbt.

Nun hat sich in den letzten Jahren manches verändert, und man kann sich fragen, ob es wirklich sinnvoll ist, die Front zwischen erzählender und argumentativer Darstellungsweise aufrechtzuerhalten. Danto und andere haben die explikativen Momente herausgearbeitet, die auch in der Narration enthalten sein können. Rösen und andere haben einen Erzählbegriff propagiert, der nicht jene Verengungen und Stoßrichtungen enthält, sondern so weit gefaßt wird, daß er jede historische Darstellungsweise umgreift, solange sie in Kategorien des Vorher und Nachher verläuft und Ver-

gangenes sinnvoll deutend auf Gegenwärtiges bezieht. So weit gefaßt, haben eigentlich alle Historiker immer erzählt, und die Kontroverse fällt in sich zusammen. – Schließlich müssen auch Historiker zur Kenntnis nehmen, daß sich die Erzählung vieler Romane längst weit von jenem »einfältigen Erzählen« entfernt hat, gegen das die argumentative Geschichtsdarstellung Front macht. Multi-Perspektivität, Selbstreflexivität, der Verweis auf die Grenzen des Wissens des Erzählers, Collage-Techniken gibt es spätestens seit Joyce und Döblich – Eberhard Lämmert hat früh darauf aufmerksam gemacht.

Ist damit die Debatte um erzählende oder argumentative Darstellungsweisen in der Geschichtswissenschaft vorbei? Dafür spricht wenig. Nur die Etiketten verschieben sich, so daß nun die Vertreter einer eher argumentativen, selbstreflexiven, theoretisch angereicherten, dafür aber spröden und nicht unbedingt süffigen Erzählweise gegen die Fürsprecher einer eher einfachen, glatten, theorie-skeptischen Erzählung stehen. Denn in dieser Spannung verbirgt sich mehr: Es geht auch um die Funktionen der Geschichtswissenschaft. Wenn man von ihr vor allem Unterhaltung oder aber kollektive Identitätsbildung erwartet, wird man sie weniger sperrig, eingängiger, eindeutiger wollen als wenn man von ihr vor allem Beiträge zur kritischen Aufklärung erwartet.

Im Prinzip, jedenfalls. Im einzelnen bestehen viele Übergänge und Möglichkeiten zur Weiterentwicklung. Denn auch wer kritische Geschichtswissenschaft will, möchte auf Wirksamkeit, und das heißt: Lesbarkeit und Publikumszugang, nicht verzichten. Zweifellos haben prozeß- und strukturgeschichtlich orientierte, analytische Historiker ihre Darstellungsprobleme. Wie und in welchem Sinn lassen sich Strukturen und Prozesse erzählen? Was kann der Historiker von den Darstellungsweisen der Verfasser moderner fiktiver Texte lernen, übernehmen, sich anverwandeln? Sicher gibt es da Grenzen, die sich aus den oben genannten Grundlagen der Wissenschaftlichkeit der Geschichtswissenschaft ergeben. Und die Vermittelbarkeit moderner Erzählliteratur stößt ja oftmals an ähnliche Grenzen wie die modernen argumentativen Geschichtsdarstellungen. Doch scheinen mir die Historiker hierzulande die Möglichkeiten noch lange nicht ausgeschöpft zu haben, die sich durch die Auseinandersetzung mit der modernen Erzähl- und Romanliteratur ergeben könnten. Die Hilfe von Literaturwissenschaftlern als Vermittlern wäre willkommen.